

dtv

Wer ist der Mensch? Ist Glück möglich? Gibt es intelligentes Leben im Universum? Um solche und andere große und kleinere Fragen kreisen die hier versammelten Texte von Denkern, Dichtern und Wissenschaftlern. Sie bieten vielfältige Anregungen, die wichtigen Dinge des Lebens auf eine andere Art in den Blick zu nehmen, aus einer anderen Perspektive auf die Welt und die Menschen zu schauen. Vielleicht kann man so nicht gleich Berge versetzen, aber schon Friedrich Nietzsche wusste: »Im Gebirge der Weisheit klettert man nie umsonst. Entweder man kommt schon heute weiter hinauf oder man übt seine Kräfte, um morgen höher steigen zu können.«

Mit  
Nietzsche  
auf der  
Gartenbank

Ein Lesebuch für  
Nachdenkliche

Herausgegeben von  
Brigitte Hellmann

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Originalausgabe 2011

2. Auflage 2012

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG, München

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG, München 2011

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch  
auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung eines Fotos  
von plainpicture/Fogstock

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34680-1

Der eine sucht einen Geburtshelfer für seine Gedanken,  
der andre einen, dem er helfen kann:  
So entsteht ein gutes Gespräch.

*Friedrich Nietzsche*



## *Inhalt*

Friedrich Nietzsche  
*Von den ersten und letzten Dingen* 11

Michael Hauskeller  
*Die Erfindung des Erkennens* 15

Marcus Chown  
*Die zufallsbedingte Wirklichkeit* 21

Khalil Gibran  
*Das Leben* 34

Martin Rees  
*Interstellare Kommunikation* 37

René Descartes  
*Maschinen werden nie wirklich sprechen können* 43

Jonathan Barnes  
*Gespräch mit Aristoteles über die Seele* 46

Heinrich Heine  
*Ganz entsetzlich ungesund* 51

Erich Fromm  
*Wer ist der Mensch?* 53

Kurt Tucholsky  
*Das »Menschliche«* 65

Johann Gottfried Herder  
*Glückseligkeit des Menschen* 70

Seneca

*Sind es die Sinne oder ist es der Verstand,  
durch den das Gute erfaßt wird?* 80

Konfuzius

*Die fünf Vorbedingungen der Sittlichkeit* 87

Epikur

*Über das Lebensziel* 88

Immanuel Kant

*Vom Ursprung des Bösen in der menschlichen Natur* 90

Arthur Schopenhauer

*Grenzenloses Mitleid* 96

Friedrich Nietzsche

*Der Wille zur Macht* 109

Franz Kafka

*Ein Mensch hat freien Willen* 111

Mascha Kaléko

*Apropos »Freier Wille«* 112

*Altägyptische Anklage*

*gegen den Schöpfergott und dessen Antwort* 113

Buddha

*Gibt es ein Jenseits?* 116

Rainer Maria Rilke

*Das Märchen von den Händen Gottes* 128

Blaise Pascal

*Erkenntnis Gottes* 136

Friedrich Nietzsche

*Ausser Dienst* 137

Dschuang Dsi  
*Das Dao von Himmel und Erde* 143

Hanna Johansen  
*Wer trägt das Gewicht der Welt?* 145

Gottfried Keller  
*Denker und Dichter* 151

Quellenverzeichnis 155



Friedrich Nietzsche

*Von den ersten und letzten Dingen*

I.

*Chemie der Begriffe und Empfindungen.* – Die philosophischen Probleme nehmen jetzt wieder fast in allen Stücken dieselbe Form der Frage an, wie vor zweitausend Jahren: wie kann Etwas aus seinem Gegensatz entstehen, zum Beispiel Vernünftiges aus Vernunftlosem, Empfindendes aus Todtem, Logik aus Unlogik, interesseloses Anschauen aus begehrllichem Wollen, Leben für Andere aus Egoismus, Wahrheit aus Irrthümern? Die metaphysische Philosophie half sich bisher über diese Schwierigkeit hinweg, insofern sie die Entstehung des Einen aus dem Andern leugnete und für die höher gewertheten Dinge einen Wunder-Ursprung annahm, unmittelbar aus dem Kern und Wesen des »Dinges an sich« heraus. Die historische Philosophie dagegen, welche gar nicht mehr getrennt von der Naturwissenschaft zu denken ist, die allerjüngste aller philosophischen Methoden, ermittelte in einzelnen Fällen (und vermuthlich wird diess in allen ihr Ergebniss sein), dass es keine Gegensätze sind, ausser in der gewohnten Übertreibung der populären oder metaphysischen Auffassung und dass ein Irrthum der Vernunft dieser Gegenüberstellung zu Grunde liegt: nach ihrer Erklärung giebt es, streng gefasst, weder ein unegoistisches Handeln, noch ein völlig interesseloses Anschauen, es sind beides nur Sublimirungen, bei denen das Grundelement fast verflüchtigt erscheint und nur noch für die feinste Beobachtung sich als vorhanden erweist. – Alles, was wir brauchen und was erst bei der gegenwärtigen Höhe der einzelnen

Wissenschaften uns gegeben werden kann, ist eine *Chemie* der moralischen, religiösen, ästhetischen Vorstellungen und Empfindungen, ebenso aller jener Regungen, welche wir im Gross- und Kleinverkehr der Cultur und Gesellschaft, ja in der Einsamkeit an uns erleben: wie, wenn diese Chemie mit dem Ergebniss abschliesse, dass auch auf diesem Gebiete die herrlichsten Farben aus niedrigen, ja verachteten Stoffen gewonnen sind? Werden Viele Lust haben, solchen Untersuchungen zu folgen? Die Menschheit liebt es, die Fragen über Herkunft und Anfänge sich aus dem Sinn zu schlagen: muss man nicht fast entmenschlicht sein, um den entgegengesetzten Hang in sich zu spüren? –

2.

*Erbfehler der Philosophen.* – Alle Philosophen haben den gemeinsamen Fehler an sich, dass sie vom gegenwärtigen Menschen ausgehen und durch eine Analyse desselben an's Ziel zu kommen meinen. Unwillkürlich schwebt ihnen »der Mensch« als eine aeterna veritas, als ein Gleichbleibendes in allem Strudel, als ein sicheres Maass der Dinge vor. Alles, was der Philosoph über den Menschen aussagt, ist aber im Grunde nicht mehr, als ein Zeugnis über den Menschen eines *sehr beschränkten* Zeitraumes. Mangel an historischem Sinn ist der Erbfehler aller Philosophen; manche sogar nehmen unversehens die allerjüngste Gestaltung des Menschen, wie eine solche unter dem Eindruck bestimmter Religionen, ja bestimmter politischer Ereignisse entstanden ist, als die feste Form, von der man ausgehen müsse. Sie wollen nicht lernen, dass der Mensch geworden ist, dass auch das Erkenntnisvermögen geworden ist; während Einige von ihnen sogar die ganze Welt aus diesem Erkenntnisvermögen sich herausspinnen lassen. – Nun ist alles *Wesentliche* der menschlichen Entwicklung in Urzeiten vor sich gegangen, lange vor jenen

vier tausend Jahren, die wir ungefähr kennen; in diesen mag sich der Mensch nicht viel mehr verändert haben. Da sieht aber der Philosoph »Instincte« am gegenwärtigen Menschen und nimmt an, dass diese zu den unveränderlichen Thatsachen des Menschen gehören und insofern einen Schlüssel zum Verständniss der Welt überhaupt abgeben können; die ganze Teleologie ist darauf gebaut, dass man vom Menschen der letzten vier Jahrtausende als von einem *ewigen* redet, zu welchem hin alle Dinge in der Welt von ihrem Anbeginne eine natürliche Richtung haben. Alles aber ist geworden; es giebt *keine ewigen Thatsachen*: so wie es keine absoluten Wahrheiten giebt. – Demnach ist das *historische Philosophiren* von jetzt ab nöthig und mit ihm die Tugend der Bescheidung.

3.

*Schätzung der unscheinbaren Wahrheiten.* – Es ist das Merkmal einer höhern Cultur, die kleinen unscheinbaren Wahrheiten, welche mit strenger Methode gefunden wurden, höher zu schätzen, als die beglückenden und blendenden Irrthümer, welche metaphysischen und künstlerischen Zeitaltern und Menschen entstammen. Zunächst hat man gegen erstere den Hohn auf den Lippen, als könne hier gar nichts Gleichberechtigtes gegen einander stehen: so bescheiden, schlicht, nüchtern, ja scheinbar entmuthigend stehen diese, so schön, prunkend, berauschend, ja vielleicht beseligend stehen jene da. Aber das mühsam Errungene, Gewisse, Dauernde und deshalb für jede weitere Erkenntniss noch Folgenreiche ist doch das Höhere, zu ihm sich zu halten ist männlich und zeigt Tapferkeit, Schlichtheit, Enthaltbarkeit an. Allmählich wird nicht nur der Einzelne, sondern die gesammte Menschheit zu dieser Männlichkeit emporgehoben werden, wenn sie sich endlich an die höhere Schätzung

der haltbaren, dauerhaften Erkenntnisse gewöhnt und allen Glauben an Inspiration und wundergleiche Mittheilung von Wahrheiten verloren hat. – Die Verehrer der *Formen* freilich, mit ihrem Maassstabe des Schönen und Erhabenen, werden zunächst gute Gründe zu spotten haben, sobald die Schätzung der unscheinbaren Wahrheiten und der wissenschaftliche Geist anfängt zur Herrschaft zu kommen: aber nur weil entweder ihr Auge sich noch nicht dem Reiz der *schlichtesten* Form erschlossen hat oder weil die in jenem Geiste erzogenen Menschen noch lange nicht völlig und innerlich von ihm durchdrungen sind, so dass sie immer noch gedankenlos alte Formen nachmachen (und diess schlecht genug, wie es Jemand thut, dem nicht mehr viel an einer Sache liegt). Ehemals war der Geist nicht durch strenges Denken in Anspruch genommen, da lag sein Ernst im Ausspinnen von Symbolen und Formen. Das hat sich verändert; jener Ernst des Symbolischen ist zum Kennzeichen der niederen Cultur geworden; wie unsere Künste selber immer intellectualer, unsere Sinne geistiger werden, und wie man zum Beispiel jetzt ganz anders darüber urtheilt, was sinnlich wohltonend ist, als vor hundert Jahren: so werden auch die Formen unseres Lebens immer *geistiger*, für das Auge älterer Zeiten vielleicht *hässlicher*, aber nur weil es nicht zu sehen vermag, wie das Reich der inneren, geistigen Schönheit sich fortwährend vertieft und erweitert und inwiefern uns Allen der geistreiche Blick jetzt mehr gelten darf, als der schönste Gliederbau und das erhabenste Bauwerk.

Michael Hauskeller

## *Die Erfindung des Erkennens*

»In irgendeinem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der ›Weltgeschichte‹: aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Tiere mußten sterben.« Mit dieser Fabel beginnt Friedrich Nietzsche (1844–1900) seinen Essay *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*. Mit den klugen Tieren, die das Erkennen erfanden, sind natürlich die Menschen gemeint. Die im Verhältnis zur Geschichte der Welt sehr knapp bemessene Dauer unserer Existenz als Gattung läßt unseren Glauben, diese Welt tatsächlich in ihrem Wesen erkennen zu können, als unerhörte Anmaßung erscheinen. Obwohl wir nur ein kurzes Gastspiel geben und es in nicht allzu ferner Zukunft so sein wird, als hätte es uns nie gegeben, halten wir uns doch für das Zentrum der Welt, für die Krone der Schöpfung, da wir uns denkend und erkennend über das Ganze zu erheben meinen. (Der Mensch, sagte Pascal, ist nur ein sehr schwaches Schilfrohr der Natur, aber, fügte er hinzu: Er ist ein *denkendes* Schilfrohr und daher viel edler als das Universum, das ihn doch ohne die geringste Anstrengung zermalmt!) Tatsächlich aber, meint Nietzsche, beruht unser Hochmut auf einer Illusion oder einem Mißverständnis. Denn die Funktion des Verstandes bestehe gar nicht darin, uns die Wahrheit erkennen zu lassen, sondern ganz im Gegenteil: Er ist in erster Linie ein Werkzeug der Täuschung!

Denn nur durch die Täuschung kann sich ein so schwaches Geschöpf wie der Mensch in der Natur behaupten. Weder brauchen wir die Wahrheit, um zu überleben und uns in der Welt zurechtzufinden, noch ist sie uns überhaupt zugänglich. Anstatt das Wesen der Dinge zu erkennen, sind wir »tief eingetaucht in Illusionen und Traumbilder«, unser »Auge gleitet nur auf der Oberfläche der Dinge herum« und begnügt sich damit, »Reize zu empfangen und gleichsam ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge zu spielen«. Denn unsere Sinne vermitteln uns ja keinen wahren Eindruck dessen, was um uns herum wirklich geschieht. Vielmehr ist das, was wir wahrnehmen, nichts als eine Übersetzung von Nervenreizen in Bilder und somit bereits eine Metapher, die uns keinen Aufschluß über die Dinge selbst gibt.

Daß wir unter diesen Umständen dennoch so etwas wie einen Trieb zur Wahrheit zu haben scheinen, erklärt sich zunächst daraus, daß wir irgendwann beschlossen haben, uns in eine gesellschaftliche Ordnung zu fügen, um so den Naturzustand und damit den »Krieg aller gegen alle« (Hobbes) – in dem nur der überlebt, der am besten zu täuschen vermag – zu beenden. Dieser Zusammenschluß erforderte nämlich auch die Einigung auf einen bestimmten Sprachgebrauch, an den sich von nun an alle zu halten hatten und der es erstmals erlaubte, das Wahre vom Unwahren klar abzugrenzen. Seither gilt das als Wahrheit, was den sprachlichen Festlegungen entspricht, und als Lüge, was ihnen nicht entspricht – so wenn einer Armut nennt, was alle anderen mit dem Wort Reichtum bezeichnen.

Aber was für eine Wahrheit ist das, die wir so gewonnen haben? Entsprechen denn die Worte den Dingen, so daß wir tatsächlich etwas über diese erfahren haben, wenn wir sie richtig, das heißt in Übereinstimmung mit der sprachlichen Konvention, benannt haben? Keineswegs, meint Nietzsche,

denn ein Wort ist letztlich auch nichts anderes als eine weitere Übertragung, nämlich die Übertragung des zuvor aus dem Nervenreiz entstandenen Bildes in einen Laut. Also sind auch Worte wieder Metaphern, schlimmer noch: Metaphern von Metaphern. Was wir im Wort abbilden, sind, genau besehen, gar nicht die Dinge selbst, ja nicht einmal die Bilder oder Erscheinungen der Dinge, sondern lediglich die *Beziehungen*, in denen wir Menschen zu ihnen stehen. Wenn wir sagen, daß der Stein hart sei, bringen wir nur zum Ausdruck, wie er sich *für uns* anfühlt. Wenn wir die Dinge in Geschlechter einteilen oder Arten voneinander abgrenzen, dann greifen wir willkürlich, geleitet nur durch die Zwecke, die wir gerade verfolgen, einige Eigenschaften heraus und erklären diese für wesentlich und alle anderen für unwesentlich. Bezogen auf diese wenigen für wesentlich erklärten Eigenschaften finden wir dann, daß einige Dinge einander gleichen, woraufhin wir uns berechtigt glauben, sie mit ein und demselben Namen zu belegen. So bringen wir die Welt auf den Begriff, indem wir das, was uns in ihr begegnet, nach einem Maß ordnen, das wir ihm selber gegeben haben. »Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nichtgleichen.« Wären aber unsere Interessen andere gewesen, dann wären auch die Setzungen, die wir mittels der Sprache vornehmen, anders verlaufen. Denn alle Dinge, oder vielleicht sollte man besser sagen: alle Ereignisse, gleichen einander ja in bestimmter Hinsicht und unterscheiden sich in anderer. Tatsächlich ist die Verschiedenheit mindestens genauso grundlegend wie die Ähnlichkeit, nur daß wir die Unterschiede bei der Begriffsgebung ignorieren und später vergessen. Dieses Vergessen erlaubt es uns dann, uns in dem Glauben zu wiegen, unsere gänzlich anthropomorphen Begriffe hätten irgend etwas mit der Wirklichkeit, mit dem Wesen der Dinge zu tun. »Was also ist Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, An-

thropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind.«

Obwohl wir somit, wenn wir die Wahrheit zu sagen glauben, nichts anderes tun als »nach einer festen Konvention zu lügen«, »herdenweise in einem für alle verbindlichen Stile«, ist uns doch diese Lüge durch lange Gewohnheit so selbstverständlich geworden, daß sie uns nicht mehr als solche bewußt ist. Wir haben die ursprünglich allein aus Gründen der Nützlichkeit geschlossene sprachliche Vereinbarung so vollständig übernommen, daß wir inzwischen unser Selbstwertgefühl an die Einhaltung der Konvention knüpfen. Wir halten uns jetzt für moralisch verpflichtet, die Lüge als Wahrheit auszugeben und alles, was dieser Pseudo-Wahrheit nicht entspricht, auszublenden und nach Kräften zu unterdrücken. Wir stellen unser Denken und Handeln unter die Herrschaft der Abstraktionen und nennen es »vernünftig«, wir verflüchtigen unsere reichen Sinneserfahrungen zu farblosen Schemata, die sich dann nach Belieben gruppieren und einordnen lassen und so den beruhigenden Eindruck von Regelmäßigkeit und Festigkeit erzeugen. Der Mensch erweist sich hier als »gewaltiges Baugenie, dem auf beweglichen Fundamenten und gleichsam auf fließendem Wasser das Auftürmen eines unendlich komplizierten Begriffsdomes gelingt«.

Nun ist es innerhalb eines solchen Baus ganz leicht, das zu gewinnen, was wir stolz und naiv Erkenntnis nennen. Wir müssen darin nämlich nur das wiederfinden, was wir zuvor hineingetan haben. Der Akt des Findens ist also nur möglich, weil ihm eine Erfindung vorausgeht. So täuschen wir uns

selbst über den Wert und die Reichweite dieses sogenannten Erkennens hinweg und knüpfen unser Selbstbewußtsein daran, ohne zu bemerken, daß wir nicht weiter blicken als andere Geschöpfe, nur eben anders. Jedes Wesen, die Mücke genauso wie der Mensch, betrachtet die Dinge aus seiner eigenen Perspektive, legt daran sein eigenes Maß an, und keine Perspektive ist »richtiger« als die andere. Und doch binden wir uns ohne Not an eine ganz bestimmte Perspektive, indem wir am Glauben an die Wahrheit festhalten, daran, daß es eine Perspektive gebe, die sich vor allen anderen auszeichne, die gleichsam keine Perspektive mehr sei. Durch den Bau der Begriffe zementieren wir ein bestimmtes Weltbild und berauben uns so selbst einer wesentlichen Freiheit, der schöpferischen Freiheit, die den Menschen am ehesten auszeichnet. Denn wenn den Menschen etwas ausmacht, dann ist es nicht der Trieb zur Wahrheit, sondern der Trieb zur Metaphernbildung, der sich auch heute noch trotz all unserer Bemühungen, ihn durch begriffliche Festlegungen zu bändigen, immer wieder Bahn bricht: nämlich in der Kunst. »Fortwährend verwirrt er die Rubriken und Zellen der Begriffe dadurch, daß er neue Übertragungen, Metaphern, Metonymien hinstellt, fortwährend zeigt er die Begierde, die vorhandene Welt des wachen Menschen so bunt unregelmäßig, folgenlos unzusammenhängend, reizvoll und ewig neu zu gestalten, wie es die Welt des Traumes ist.«

Wahre Erkenntnis, insistiert Nietzsche, ist nicht möglich; aber er macht nicht den Eindruck, als würde er dies für einen großen Verlust halten. Vielmehr scheint er uns dazu zu ermuntern, uns ins ästhetische Verhalten einzuüben und zu lernen, uns statt als erkennendes als künstlerisch schaffendes Wesen zu verstehen. Denn was könnte schließlich großartiger sein und größere Freiheit versprechen als diese als Erkenntnisvermögen mißverstandene Fähigkeit, uns die Welt

immer wieder neu zu *erfinden*? Der entfesselte, zu seiner eigentlichen Bestimmung zurückgekehrte Verstand zerschlägt fröhlich und wild wuchernd das Knochengestüt der Begriffe. In diesem freien, keinen Wahrheitszwängen unterworfenen Spiel aber sucht und findet der Mensch Erhellung, Aufheiterung, Erlösung, kurz: das Glück.